

Sabine Rieckhoff, Jörg Biel:
Die Kelten in Deutschland

Konrad-Theiss-Verlag Stuttgart 2001. 542 S., ca. 400 s/w-
 Abb., 40 Farb-Taf.; ISBN 3-8062-1367-4. € 64,-

Sebastian Brather

Nach "rund 50 Jahren [...] moderne[r] Keltenforschung" unternimmt es dieses Buch, "Bilanz zu ziehen: die wichtigsten Geländedenkmäler zusammenzustellen und der interessierten Öffentlichkeit eine Übersicht über die Ergebnisse dieser Forschungen zu bieten" (S. 5). Es besteht aus zwei Teilen. Im ersten Teil gibt Sabine RIECKHOFF einen Überblick über "Kultur und Geschichte" der "Kelten in Deutschland", im zweiten findet sich ein von Jörg BIEL zusammengestellter, von zahlreichen Autoren verfaßter Überblick über sichtbare und zu besuchende Bodendenkmäler.

1. RIECKHOFFs Überblick setzt mit Verweisen auf esoterische, romantische, nationalistische und linguistische Vorstellungen über "die Kelten" ein. Diesen folgt eine Revue von Auffassungen zur "Herkunft der Kelten", bevor anschließend "Keltenbilder" thematisiert werden. Dieses einführende Kapitel macht auf wesentliche Interpretationsprobleme aufmerksam, denen sich die Forschung gegenübersteht. Es verwundert deshalb, daß als "Kerngebiet der historischen Kelten" eine Karte von Regionalgruppen der Latène-Kultur präsentiert wird (S. 16), ohne zu erläutern, wie diese mit den Kelten identifiziert werden kann, wenn große Teile Galliens nicht erfaßt sind. Ebenso bleibt unerklärt, weshalb die ältesten, als klassifizierende Fremdbeschreibung charakterisierten antiken Nachrichten über Kelten um 600 v. Chr. einsetzen sollen, wenn Herodot die früheste eindeutige Quelle darstellt. Schließlich wird nicht ausreichend deutlich, warum die Darstellung Hallstatt- und Latène-Zeit (8. bis 1. Jh. v. Chr.) umfaßt und damit weit zurückreichende ethnische "Kontinuitäten" voraussetzt, wenn auch mit einer kulturellen und sprachlichen "Assimilation" weiter Teile Europas während der Urnenfelderzeit argumentiert wird. Daß es für die Griechen "Kelten" von der Iberischen Halbinsel bis nach Mitteleuropa gab, ist nicht auf eine großräumige "sprachliche Übereinstimmung" zurückzuführen (S. 24), sondern primär auf die klassifikatorische Fiktion der griechischen Ethnographen, alle Nordwestbarbaren seien Kelten und alle im Nordosten Skythen (deshalb hießen die später dazwischen siedelnden Germanen zunächst auch "Keltoskythen"). Der offensichtliche Nachteil

des "Assimilationsmodells" gegenüber dem überholten "Migrationsmodell" ist es, die "Herkunft der Kelten" (hier: Herausbildung des "Altkeltischen") zeitlich weit zurückzuverlegen. Zum Problem der "ethnischen Deutung" formuliert RIECKHOFF ungeachtet ihrer eigenen methodischen Kritik, es handele sich dabei um "das grundlegendste jeder prähistorischen Forschung" (S. 39) – warum sollen andere Fragestellungen eigentlich weniger wichtig sein? Und weshalb kann man nicht einfach die Sicht der antiken Ethnographen und die der modernen Archäologie als voneinander unabhängige historische Perspektiven nebeneinanderstellen?

Die detaillierten Erörterungen bestehen aus zwei Hauptteilen: der "im Bannkreis des Südens" stehenden "Frühzeit (800-250 v. Chr.)" (S. 40-206) und der durch "[d]as Geld, die Schrift, die Stadt" charakterisierten "Spätzeit (250-15 v. Chr.)" (S. 207-276). Die zeitliche Unterteilung wird nicht explizit begründet, was man aber angesichts der Grenzziehung innerhalb der Latène-Zeit eigentlich erwarten darf. Der angenommene Bruch zwischen "frühkeltischer" und "spätkeltischer" Zeit findet seinen Grund in den "keltischen Wanderungen" des 4./3. Jahrhunderts v. Chr. (S. 209). Ob es (wie die Begriffe suggerieren) neben Früh- und Spätzeit eine "Blütezeit" gab, wird nicht thematisiert, auch wenn an anderer Stelle die "Oppidazivilisation" als "Höhepunkt" beschrieben ist (S. 216).

Das Kapitel "Frühzeit" besteht aus drei Abschnitten: Überblick, Leben, Tod. Im Rahmen des Überblicks werden zunächst die Beziehungen zwischen dem barbarischen Norden (Kelten) und der zivilisierten Mittelmeerwelt (Phönizier, Etrusker, Griechen, Römer) erörtert. Die Themen reichen von politischen Entwicklungen über den Gabentausch bis zur Rohstoffbeschaffung. Daran schließt eine Betrachtung der Keltiké selbst an. Es werden eine Reihe archäologischer Beobachtungen (Eisenproduktion, Siedlungsstruktur, Prunkgräber, Kultur) aufgelistet, ethnologische Vergleiche (*rank society*, *stratified society*) und historische Interpretationen (Individualismus, Eliten, Machtdemonstration) angeführt. Der Auffassung, daß "die Griechen [...] eine wirtschaftlich und gesellschaftlich komplex strukturierte Gesellschaft [vorfinden], deren Oberschicht begierig nach exotischen Prestigegütern war" (S. 24), läßt sich durch manchen Vergleich entgegenhalten, daß diese Situation durchaus eine Folge der Begegnung (und nicht deren Voraussetzung) gewesen sein kann.

"Leben und Arbeiten" werden anhand unterschiedlicher Siedlungsformen beschrieben. Verf. unterscheidet Einzelhöfe, Höhenburgen, Streusiedlungen

gen, Dörfer und stadtartige Siedlungen. Als Beispiel für Bauernhof und -häuser (Pfosten- und Schwellenbauten) dient ein Befund vom Goldberg im Ries, dessen abgebildeter Plan (S. 107, ohne Maßstab) aufgrund der sehr geringen Abstände auf den ersten Blick erkennen läßt, daß die Häuser nicht alle gleichzeitig gestanden haben können. „Herrenhöfe“, die v.a. aus Bayern bekannt geworden sind, waren häufig dicht benachbart – welche „Herren“ mögen hier „residiert“ haben? Vielleicht sind es angesichts der Anzahl doch eher Familienoberhäupter gewesen, die diesen „umzäunten Mehrhausgehöften“ vorstanden. Bei den „Burgen“ lassen sich zwei Varianten unterscheiden: entweder lagen sie inmitten landwirtschaftlich günstiger Regionen und bildeten regionale Mittelpunkte (z.B. Würzburg-Marienberg), oder sie orientierten sich an Vorkommen von Bodenschätzen (Salz, Eisen) und bezogen daraus ihre Bedeutung (z.B. Villingen-Kapf). Dörfer sind als eine „mehr oder weniger lockere[n] Ansammlung von Mehrhausgehöften“ (S. 137) definiert, wobei die Abgrenzung zur Streusiedlung unscharf bleibt (wie groß darf der Abstand zwischen den Höfen sein?). Aufgrund archäobotanischer und -zoologischer Analysen sowie archäologischer Befunde erläutert RIECKHOFF die eisenzeitliche Landwirtschaft; sie rechnet mit Siedlungsverlegungen und Flurkonstanz. Zum dörflichen Handwerk gehörte die Eisengewinnung, die sich nur schlecht nachweisen läßt. Als Beispiel für eine „Stadt“ dient die Heuneburg, wobei die dortige Lehmziegelmauer als „das genialste Bauwerk bis zur Ankunft der Römer“ (S. 160) charakterisiert wird. Ausschlaggebend waren Töpferei, Fibelherstellung, Guß- und Treibarbeiten, „Auftragsarbeiten“ für eine Elite sowie zahlreiche andere Gewerbe.

Unter dem Stichwort „Andere Welt“ firmieren Gräber(felder), Religion und Kunst. Die Bestattungsrituale änderten sich von Ha C zu Ha D. Die nun verbrannten Toten bekamen zunächst über dem Scheiterhaufen eine Grabkammer, die überhügelt wurde; daneben existieren flache Brandgrabengräber. Zur Ausstattung der Gräber gehörten umfangreiche Geschirrsätze, die Verf. zufolge kollektive Rituale widerspiegeln. Auf Keramik gibt es Darstellungen von Festen. In der jüngeren Hallstattzeit findet sich kaum noch Keramik in den Gräbern, statt dessen liegen Kleidungsbestandteile und Fleischbeigaben vor. Die Körperbestattung unter Grabhügeln setzte sich durch. Prunkgräber und deren Ausstattung, Goldverkleidungen und anthropomorphe Stelen interpretiert Verf. als Indizien für einen Heroenkult. Zu den mutmaßlichen Heiligtümern werden Grabensysteme (Glauberg), Höhlen und Berggipfel gezählt. Die „Kunst“ gilt als Medium des „Mythos“, wobei ein älterer ornamentaler (Zirkelornamentik, Waldalges-

heimstil, plastischer Stil) und ein jüngerer figuraler Stil (Menschen, Tiere) unterschieden werden.

Das Kapitel zur „Spätzeit“ fällt relativ kurz aus und umfaßt zwei Abschnitte: „Migration und Urbanisierung“ sowie die „Schwelle zur Hochkultur“. Ein „Rückblick [...] auf die Zeit der Wanderungen“ konstatiert angesichts sozialer Instabilitäten „Kontinuität und Wandel im 4./3. Jahrhundert v. Chr.“, als kriegerische Trupps unterwegs waren und sich als Söldner verdingten. Die späteisenzeitliche „Oppidazivilisation“ wird als „frühstädtisches“ „Wirtschaftssystem“ mit Geld, Schrift und Stadt dargestellt, womit die Voraussetzungen für eine „Hochkultur“ vorhanden gewesen seien. Die Prägung von Gold, Silber- und Kupfermünzen nach griechischem Vorbild erfolgte an sehr vielen Plätzen, während die Schrift nur von einigen Weihe- und Grabinschriften bekannt ist.

Auch „[an] der Schwelle zur Hochkultur“ lebten viele Menschen auf dem Lande, wofür die als villenähnlich angesehenen Viereckschanzen angeführt werden, deren Umfassungsgräben sekundär (?) als Kultorte dienen konnten. Dörfliche Siedlungen konnten in ihrer wirtschaftlichen Struktur den *oppida* ähneln. Als Beispiel eines solchen Oppidums wird Manching vorgeführt, gekennzeichnet durch Bevölkerungskonzentration und zentrale Funktionen, Eisenproduktion und Glasarmringherstellung und als Umschlagplatz für mediterrane Weinamphoren und Tafelgeschirr dienend. Die Mauern der *oppida* (*murus Gallicus* bzw. Pfostenschlitzmauer) seien (auch) als symbolische Abgrenzungen zu verstehen. Einigen Hinweisen auf weitere *oppida* folgt eine kurze Diskussion des Begriffs „Stadt“, die auf die kategorisierende Sicht der Römer aufmerksam macht. Wie dann allerdings „der französischen Archäologie der letzten zehn Jahre [...] der Nachweis der von Cäsar überlieferten Einzelhöfe (*aedificia*), unbefestigten Dörfer (*vici*) und befestigten Städte (*oppida*) im Gelände“ gelingen konnte (S. 221), wird nicht erklärt. Hinsichtlich der Bestattungen erfolgte ab etwa 300 der Übergang zur Leichenverbrennung, wobei Scheiterhaufengräber von Brandgrabengräbern abgelöst wurden. Wurden Waffen im 3./2. Jahrhundert meist geopfert, gelangten sie ab dem mittleren 2. Jahrhundert in die Gräber; aus dem 2./1. Jahrhundert liegen allerdings fast keine Gräberfelder mehr vor – statt dessen häufen sich Teilbestattungen in Siedlungen. Für die Zeit seit dem 3. Jahrhundert werden feste Kultplätze (z. B. Gournay) mit einer Priesterschaft angenommen. RIECKHOFF beschließt ihre Darlegungen mit einem kurzen „Ausblick“ auf das „Erbe der Kelten“. Während im römisch besetzten Gallien eine ungebrochene Entwicklung festzustellen sei, konstatiert Verf. für Süddeutschland eine Besiedlungslücke in der zweiten

Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr. In diese "Helvetier-Einöde" wäre eine "germanische Expansion" aus Thüringen vorgestoßen. Als Ursachen für den "Zusammenbruch" des "spätkeltischen Wirtschafts- und Gesellschaftssystems" seien nicht mehr "plündernde germanische Horden" und in erster Linie auch keine wirtschaftliche Krise, sondern "einmalige politische Ereignisse, Naturkatastrophen oder Seuchen" anzunehmen (S. 276). Das "Verschwinden" der Kelten hängt aber doch primär mit der politischen Neuordnung durch die Römer zusammen: aus den Galliern wurden Bewohner römischer Provinzen, und alle Menschen rechts des Rheins hießen hinfort Germanen. Für Kelten bzw. Gallier gab es aus dieser Sicht gar keinen Platz mehr, auch wenn sie physisch weiterhin existierten!

RIECKHOFFs Überblick ist flott geschrieben, dabei um "Facettenreichtum" und "Faszination" bemüht. Nahezu alle Themen und Aspekte der Archäologie der Kelten werden erwähnt. Dadurch wird die Zahl der Unterkapitel so groß, daß auf jedes höchstens zwei Seiten entfallen. Der Text muß sich also auf Andeutungen und Assoziationen beschränken und gerät deshalb recht impressiv (was sich in vielen anspielungsreichen, allzu modernistischen oder effekt-heischenden Überschriften zeigt). Erwähnungen einzelner Funde und Befunde, Beobachtungen und Zusammenhänge finden sich verstreut an vielen Stellen, die man nur bei intensiver Lektüre mühsam aufspüren und zusammensetzen kann. Diese vielen patchworkähnlichen "Schnipsel" erschweren dem thematisch interessierten Leser den Überblick unheimlich. Der 1981 im selben Verlag erschienene Band über "Die Kelten in Baden-Württemberg" behält trotz seines Alters seinen Wert, weil sein Inhalt übersichtlicher strukturiert und deshalb leichter verständlich ist.

Ein zweites wesentliches Manko betrifft die Interpretationen. An vielen Stellen flicht RIECKHOFF Bemerkungen zu Problemen von Methoden und Erklärungen ein, und sie macht auf konkurrierende Ansichten aufmerksam. In anderen Passagen scheint diese methodische Vorsicht wieder vergessen: Kelten soll es aufgrund kultureller Kontinuitäten bereits in der frühen Hallstatt-Zeit (oder schon in der Urnenfelderzeit?) gegeben haben, "archäologische Kulturen", "Völker" und Sprachgruppen seien meistens identisch, antike Nachrichten seien grundsätzlich verläßlich, "Fürstensitze" seien eine zutreffende Klassifizierung, Negativbefunde erlaubten Schlüsse *e silentio* usw. Andere Behauptungen sind Spekulation: "dass seit Erfindung des Hausbaus niemand so bauen durfte, wie er eigentlich wollte" (S. 101), ist unzutreffend, weil die jeweiligen "Regeln" und "Gewohnhei-

ten" individuelle Wünsche nicht unterdrückten, sondern diese sich angesichts der "Regeln" gar nicht ausbilden konnten. Recht simplifizierend erscheint die These, aus sozialen "Gewohnheiten" entstünden schrittweise "Regeln", "Regelsysteme", "ungeschriebene und geschriebene Gesetze", und Verstöße gegen diese seien "Tabubrüche". Deshalb seien Gesellschaften stets konservativ (S. 101), während an anderer Stelle auf die Beständigkeit des Wandels hingewiesen wird (S. 214). Nicht nur "dieses Beharrungsvermögen" ermöglicht aber die Feststellung von "Regelhaftigkeiten und Unterschieden", zeitliche Differenzen geben ebenfalls wichtige Aufschlüsse. Die oben erwähnten Verkürzungen tun hier ein übriges und erklären wohl manche kryptische Passage wie jene, mit der RIECKHOFF schließt: "Archäologie ist ein Prozess, der nie endet und durch nichts zu ersetzen ist" (S. 276).

2. Den zweiten Teil des Buches machen Beschreibungen von 121 Geländedenkmälern von Allenbach bis Zwiefalten-Upflamör aus (S. 277-502). Verfaßt von 47 Autoren, bieten sie wesentliche Informationen zur Topographie, Forschungsgeschichte und Interpretation; sie enthalten knappe Angaben zur Literatur und zum Verbleib der Funde. Beigefügt sind außerdem eine oder mehrere Abbildungen (Plan, Foto, Funde). Die Auswahl besteht weithin aus zwei Gruppen von Monumenten: Befestigungen (unregelmäßige Wälle, *oppida* und Viereckschanzen) sowie Grabhügel (-felder). Außerdem finden sich Hinweise auf Rekonstruktionen vor Ort (Häuser, Befestigungen, Grabhügel, römische Villen). Bis auf wenige Ausnahmen gibt es keine Zufahrtsbeschreibungen zu den Objekten oder gar Tipps zum Besuch; dies ist dem Wunsch der Autoren unmittelbar abträglich, "dass der Leser möglichst viele der eindrucksvollen Anlagen selbst im Gelände besichtigen wird" (S. 5). Man kann sich anhand der Angaben zwar vor einer Besichtigung ausreichend über die Archäologie informieren, ist aber für den unmittelbaren Zugang auf etwaige Ausschilde-rungen vor Ort oder weitere Informationen aus anderen Quellen angewiesen.

Am Schluß des Bandes finden sich ein thematisch gegliedertes Literaturverzeichnis sowie ein kombiniertes Sach-, Namens- und Ortsregister. Beide erlauben es, weiteren Interessen nachzugehen und verstreute Informationen zusammenzusetzen. Mit Abbildungen ist das Buch reichlich ausgestattet. Bei den schwarz-weißen Fotos und Strichzeichnungen ist das Fehlen von Abbildungsnummern hinderlich, weil Verweise und Zuordnungen oft unklar erscheinen. Bei der Chronologietabelle (S. 12) wäre es für das Verständnis wichtig gewesen, die Länge der einzelnen Stufen an

ihrem zeitlichen Umfang und nicht an ihrer Anzahl auszurichten. Die Farbtafeln sind gleichmäßig zwischen die Textseiten eingelegt, so daß sie nicht genau zu den Textpassagen passen; vielleicht wären sie besser in einem eigenen Tafelteil (in der Mitte oder am Schluß des Bandes) untergebracht gewesen. Fazit: ein gut ausgestattetes Buch mit vielen wertvollen Einzelinformationen, die nicht zu einem systematischen Gesamtbild zusammengefügt sind.

*PD. Dr. Sebastian Brather
Johann-Wolfgang-Goethe-Universität
Seminar für Vor- und Frühgeschichte
Grüneburgplatz 1
D - 60323 Frankfurt/Main*